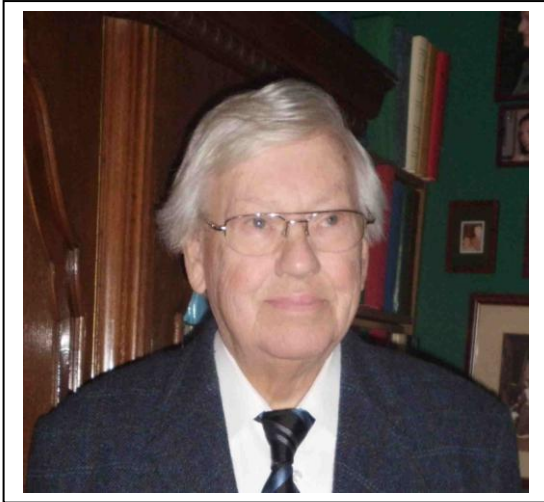


## Zeitzeugen berichten

Paul Weidmann, Jahrgang 1931



### ***Die Besiegten und ihre Hoffnung auf Gnade***

Am 3. Mai 1945 kapitulierte meine Heimatstadt Hamburg vor den britischen Truppen und am 8. Mai mein Vaterland vor den Alliierten. Der zweite Weltkrieg war zu Ende, mein Großvater, meine Mutter, mein Bruder und ich waren ausgebombt und hatten also fast besitzlos überlebt. Hamburg war ein Trümmerfeld und das Grauen war nicht nur in den leeren Fensterhöhlen, sondern gegen dieses Grauen in uns mussten wir täglich wieder bestehen.

„Solange wir zusammen bleiben, werden wir es schaffen.“ beschwor uns unsere Mutter. Kraft erwuchs aus zuversichtlichem Trost und machte uns sicherer den unbekanntem Gewalten gegenüber. Waren wir den Bomben knapp entronnen, ließ uns die Ungewissheit neue Schrecken erahnen. Uns beugte das Verlorene, der Hunger und der Mangel an wärmender Heizung. Wie und wann konnte diese Zeit der Trostlosigkeit enden?

Vom Mai 1945 bis zum Juli 1948, dem Tag der Währungsreform, lässt sich diese unmittelbare Nachkriegszeit datieren, deren lebensvernichtende Not der Winter 1945/46 und 1946/47 hervorgehoben aus dem Geschehen besonders kennzeichnen. Für zu viele die Zeit kaum vorstellbarer Leiden, ergreifender Verzweiflung und großer Hoffnungslosigkeit. „Jesus aber sprach zu ihnen, ich bin das Brot des Lebens. wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten“ (Joh. 6, 36). Glauben mag ja Berge versetzen, unseren Hunger stillte er nicht. Auch gläubige Christen hungerten und froren – verhungerten und erfroren.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Juli 1943 brannte unsere Wohnung im Pfenningbusch 24 in Barmbek ab, während unsere Mutter (44) mit meinem Bruder Peter (9) und mir (12) zusammen mit einem Bekannten ins Weserbergland reiste. Eine Flucht vor den bereits erlebten Terrorangriffen der letzten Nächte. Meine Großeltern Apa (74) und Ama (69), mit denen wir zusammen wohnten, überlebten „Gomorrha“. Mehr als drei Koffer konnten sie nicht retten. Wie vereinbart trafen wir uns im Hause Onkel Kurts einige Tage später in Schwerin Kreis Teltow südlich von Berlin am Teupitzsee wieder. Ein Augenblick des unbeschreiblichen Glücks, in dem uns bedrückenden noch unbegriffenen Entsetzens über den Verlust unserer Habe, ein Verlust, so schien es, auch dessen, was wir für uns selbst darstellten. Soziale Gebundenheiten wurden gelöst. Waren wir jetzt Ausgestoßene?

Im tiefsten Schrecken, in der Grenzenlosigkeit des nicht mehr Fassbaren ruft der Mensch seinen Gott oder die Götter an. In jedem ruht ein Rest glaubensgebundenen Hoffens auf Schicksalswandlung.

Am 1. August 1945 begann ich Tagebuch zu führen.

Unsere Mutter musste als Beamtin im Fernsprechamt zurück nach Hamburg. Dorthin wollten wir auch, aber das gelang erst nach vielen Mühen und Umwegen, die an anderer Stelle beschrieben werden sollen. Im August zogen unser Großvater, meine Mutter, mein Bruder und ich in einen ausgebauten Keller am Naumannplatz. Unsere Großmutter war im Juni 1944 gestorben. Nachdem das Tauwetter den Keller unter Wasser setzte, musste eine neue Bleibe gesucht werden. Zunächst wussten wir nicht, wohin. Dann bekamen wir durch die Hilfe der Sozialbetreuerin Strübe des Fernsprechamtes im Januar 1945 erst einen, dann drei Räume im Postamt 20, Eppendorfer Landstraße 25. Der Umzug in diese Räume hat uns vor schwererer Krankheit bewahrt und uns wahrscheinlich das Leben gerettet. Wir hatten nun während all der Jahre Zentralheizung, Warmwasser und elektrischen Strom.

In Eppendorf erlebten wir am 3. Mai 1945 den Einmarsch der Briten. Vom Fenster des Saales aus, in dem die Post sortiert wurde, beobachteten mein Bruder und ich die fremden Truppen, die doch wohl noch unsere Feinde waren. Bombenangriffe gab es nicht mehr. Es war vor allem dieser Gedanke, der uns erfüllte, zumal wir die letzten Nächte vor der Übergabe Hamburgs aufblieben, ängstlich horchend, weil Angriffe geflogen wurden, ohne dass Sirenen warnen konnten. Noch Jahre später alarmierten mich Motorengeräusche, die an die der Tiefflieger erinnerten; ich ging sozusagen innerlich in Deckung – Sprung bereit. Zwei Tage vor dem Einmarsch ließ die Regierung große Mengen an Lebensmitteln verteilen. Vor allen Geschäften standen die Menschen in Schlangen an, immer in Angst, von Tieffliegern beschossen zu werden. Da die meisten Menschen keine Kühlschränke hatten, reichte diese Vorratzzuteilung nur für wenige Tage.

Erstaunlich für Nichteingeweihte war es, dass die Verwaltung nach der Besetzung fast reibungslos weiter funktionierte. Postämter waren geöffnet, die Post wurde zugestellt, und zwar sogar aus bereits länger besetzten oder noch umkämpften Gebieten, Telefonverbindungen kamen zustande, die Stadtverkehrsmittel fuhren und die Straßenbeleuchtung wurde wieder hergestellt. Auf den Straßen patrouillierten deutsche Polizisten in gewohnter Uniform. Gebrauchsgüter gab es kaum und die Lebensmittel waren knapp. Offenbar aber verdienten die Menschen Geld. Beamte und Angestellte des Öffentlichen Dienstes sowie Hinterbliebene hatten ihre Gehälter, Pensionen oder Renten im April bis einschließlich Juni im Voraus erhalten (Uwe Bahnsen, Merkur, Macht und Moneten, Ellert & Richter Verlag 2006, Seite 12). Banken und Sparkassen bedienten ihre Kunden. Ich denke, jeder versuchte in seinem Einflussbereich so normal zu handeln wie irgend möglich. Die konstruktive Wirkung auf die Lebensumstände der Menschen, die eine funktionierende Administration besitzt, ist aus der Geschichte bekannt. Römisches Recht und römische Verwaltung organisierten noch das Leben der Völker, als das Römische Reich bereits lange untergegangen war.

Eine gesonderte Küche hatten wir nicht. Wir wuschen uns in einem Handwaschbecken, wie sie in Büroräumen üblich sind. Im Obersten Stockwerk war allerdings eine Badewanne, Waschbalgen und ein Trockenboden. Kochen mussten wir auf einer zweier Elektro-Kochplatte. Eines Morgens hörte ich Lärm und Kreischen in unserer „Küche“ stürzte aus dem Bett in die sog. Küche und sah, wie meine Mutter mit einem sehr jungen englischen Soldaten rang, ihn beschimpfte und ihm die

Kochplatte entriss. Entsetzt mit hochrotem Kopf floh der Engländer, der sicher nicht wusste, dass es sich um Privateigentum handelte. Im Fernsprechamt unterhielten die Briten eine militärische Wache.

Wohl hatten wir es in unseren Räumen warm und empfanden das täglich neu als ein Geschenk des Himmels, wie meine Mutter sagte, aber der Hunger quälte uns ständig und unerbittlich. Als pensionierter Beamter konnten weder unser Großvater noch unsere Mutter, die ja ebenfalls Beamtin war, am beginnenden Tauschhandel teilnehmen. Aber wir hatten zu diesem sog. „Schwarzen Markt“ nicht nur zunächst keinen Zugang, sondern als Ausgebombte auch keine handelbaren oder tauschbaren Wertsachen. Nur sehr schwer möglich war es, etwas zum Anziehen zu beschaffen. Wir Jungen waren aus allem herausgewachsen. Zwar gab es Bezugsscheine für Kleidung, Wäsche und Schuhe, es blieb aber schwierig, Geschäfte zu finden, die noch Warenbestände besaßen. Die Menschen färbten Uniformen und Wolldecken, die zu brauchbaren Kleidungsstücken zurechtgeschneidert wurden. Glücklich war dann derjenige, der Schneidern konnte und im Besitz einer Nähmaschine war. . – Fortsetzung folgt